



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jeremias, Frdr.: Der Tempelplatz in Jerusalem

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

kennen gelernt, wie ich in Wirklichkeit bin, bemerkte er. Leben Sie wohl, und lassen Sie mir zuweilen Nachricht von Ihnen zukommen. Ich werde Ihnen stets antworten, wo Sie auch sind. Leben Sie wohl! Darauf umarmten wir uns. Mir schien es, als ob er ein wenig gerührt war, und das erweckte in mir selbst eine Rührung. Auf der Treppe drückten wir einander zum letztenmal die Hand und schieden — vielleicht für immer.



Der Tempelplatz in Jerusalem



n tiefem Schweigen lag die Heilige Stadt nach Sonnenuntergang. Wunderbarer Glanz des Vollmonds, der über dem Rücken des Ölbergs heraufgestiegen war, flimmerte in der Luft. Wir gingen unter dem Geleit zweier Scheichs des Haram — genauer Haram esch-scherif, „das vornehme Heiligtum“, wie die Mohammedaner den Tempelbezirk nennen — zum Tempelplatz in zitternder Erwartung. Ist ein Betreten am Tage den Nichtmoslems nur unter Begleitung eines türkischen Soldaten und eines von dem betreffenden Konsulat gestellten Kawaffen möglich, so ist von Sonnenuntergang an der heilige Platz für jedermann geschlossen. Nur der Pascha von Jerusalem kann die Erlaubnis dazu erteilen, den Platz nächtlicher Weise zu betreten. Mit gedämpften Schritten gingen wir durch die menschenleeren engen Gassen. Jerusalem, auf einer welligen Bergkrone erbaut, seit Jahrtausenden in einen steinernen Mauergürtel eingeschlossen bis auf den heutigen Tag, hat um jedes Fleckchen Erde geizen müssen. Es ist nicht in unserm Sinne eine schöne Stadt. Die Straßen sind oft so eng, daß man meint, die Mauern zu beiden Seiten mit den Händen fassen zu können. Bald steigen sie steil aufwärts, bald fallen sie ab, zum großen Teil sind sie überwölbt; Wagen können in den holprigen unebnen Gassen nicht fahren, auf denen der Unrat liegt, den die wilden Hunde, die Straßenreiniger der Stadt, übrig lassen. Erst seit kurzem ist ein kümmerlicher Anfang mit Straßenreinigung und Beleuchtung gemacht worden. Ode steigen die Häusermauern empor, sie sind nur an wenigen Stellen außer der Pforte durchbrochen, denn alles Leben spielt sich nach den Höfen zu ab. Vielfach liegen auch Häuser in Trümmern. Aber jetzt ist über all das düstere Gemäuer der Zauber der Nacht gebreitet. Wo ein Lichtschacht einfällt, huscht der geisterhafte Glanz des Mondlichts über die Fliesen, das Gemäuer und über Ruinen hin. Aus der verschloßnen Grabeskirche klingt wie ein höherer Chor in weichen verschleierten Akkorden der Osterhymnus, den die Franziskaner aufs Fest einüben, durch die Stille der Nacht. Unser Weg geht der dunkeln Schmerzstraße, der Via dolorosa, entlang. Durch ein enges Pfortchen treten wir auf den Tempelplatz. Unter dem blendenden

Lichtglanz liegt er vor uns wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht. Majestätisch und feierlich thront auf einer Plattform inmitten des Riesenplatzes der sogenannte Felsendom, ein achteitiges Prisma mit überhöhter hölzerner Kuppel, auf der der Halbmond, das Herrscherzeichen des Islam, aufgerichtet ist. Es ist, als ob rieselnd Lichtfluten über die Holzschindeln des Kuppeldachs zu dem Oktagon herabfließen. Weithin im Umkreis, wie planlos hingestreut über den weiten Platz, die herrlichen Freitreppen, die zur Plattform des Felsendoms leiten in entzückender Unregelmäßigkeit, hier drei, dort nur eine, je zwei auf der Nord- und Südseite, abgeschlossen durch freistehende Arkaden, die mit wunderlichen und wechselvollen Durchblicken dem Auge wohlthuende Ruhepunkte gewähren, freistehende Kanzeln und in Stein gemauerte Brunnen. Alle diese wie zufällig über den weiten Raum verteilten Bauten, darunter Meisterwerke arabischer Baukunst, scheinen in den bläulichen Schatten zu träumen und wie durch ein unsichtbares Band von dem stolzen alles beherrschenden Felsendom magisch angezogen und in eine schön zusammengestimmte Ordnung gebunden zu werden. Aus den silbergrau leuchtenden Marmorfliesen, mit denen der Platz gedeckt ist, steigen gespenstisch grau schimmernde Oliven und hochragende düstere Zypressen auf, wie eine Totenwacht an heiliger Stätte.

Es ist auch heiliges Land, auf dem wir stehn. Die drei großen Weltreligionen sind über diese Stätte dahingegangen. Die Überlieferung reicht bis in die Urgeschichte des Volkes Israel zurück, die auf diesen heiligen Ort weist. Abraham kommt aus der Wüste im Süden, von Beerjaba her, auf ein Gottesgeheiß. Am dritten Tage hebt er die Augen auf und sieht die Stätte von fern, vom Tale Hinnom aus. Hier läßt er die Knechte zurück. Allein mit dem einzigen Sohne geht er den schweren Weg. Isaak trägt auf seinem Rücken das Holz zum Brandopfer, der Vater trägt Feuer und Messer in der Hand. Durch seine zum Tode verwundete Seele schneidet die Frage des Kindes: Mein Vater. Siehe, hier ist Feuer und Holz, wo ist aber das Schaf zum Brandopfer? Und er baut den Altar und legt den Sohn als Opferlamm darauf. Da fährt die Hand Gottes dazwischen. Gehorsam ist das höchste Opfer. Gott will keine Menschenopfer: die ergreifende Geschichte ist ein erschütternder Protest gegen die heidnischen Greuel der Menschenopfer. Abraham hat es verstanden. Er nennt die Stätte Morijah: Erscheinung des Herrn. So bringt die Geschichtsschreibung Israels die Stätte des Volksheiligums mit dem Stammvater in Verbindung. Jahrhunderte sind dahingegangen. Jerusalem ist in den Händen der Jesuiten. Auf der Höhe opfern sie dem Sonnengott. David erobert die Jesuitenfestung und baut auf dem Berge im Westen seine Burg und Stadt. Aber der heilige Hügel im Osten ist noch in den Jesuitenhänden. Urusalim, Salemsstadt, heißt sie schon im fünfzehnten Jahrhundert, ehe Israel ins Heilige Land kam, in den Keilschriftbriefen, die die Statthalter Jerusalems an den ägyptischen Großherrscher schrieben. Vielleicht wurde von den Jesuiten ein Gott Salem auf der heiligen Höhe verehrt. Auf Höhen opfern die Völker des alten Orients

ihren Göttern. Auch Israel hat seine heiligen Höhen gehabt von Beersaba bis Dan. Auf Bergeshöhe ist man der Gottheit am nächsten. Jede heilige Höhe ist ein Abbild der himmlischen Götterwohnung, die als Götterberg gedacht wird. Da thront die Gottheit. Sinai und Horeb, Karmel und Bethel und Zion selbst sind solche Bergheiligtümer gewesen. In den frommen Liedern Israels klingt bis in die letzte Zeit hinein der Gedanke an den auf Bergeshöhe thronenden Gott innig an: Jehova, mein Fels — eine feste Burg ist unser Gott. Zu Festzeiten zieht das Volk auf die Höhe, um zu opfern und dann das fröhliche Opfermahl im Angesicht der Gottheit zu halten. Kein Tempel engt hier den Blick. Der Himmel wölbt sein unendliches Dach über den heiligen Ort, der nur einen Altar aus gewaltigem Steinblock enthält, abgegrenzt von einem weiten Raum, den kein ungeweihter Fuß betritt. In feierlichem Reigen wandeln die Priester um den Altar, der Opferpriester steigt die Stufen empor und schüttet die Blutspende über die Hörner des Altars oder zündet das Feuer in der Grube des Steinblocks an, auf die das Brandopfer gelegt worden ist. Ein solches freies Bergheiligtum ist auch Zion gewesen, als der Tempel Salomos hier erstand. Ein altheiliger Ort, das sagt die Geschichte von dem Kauf der Tenne Arafna, d. i. der spätere Tempelplatz, für den, der die Sprache des Orients versteht. Gott selbst zeigt dem König David den Platz, auf dem das Heiligtum stehen soll. Er sieht einen Engel stehen auf der Tenne Arafna, des Zebusiters. Von dem kauft er den Platz um fünfzig Silberlinge und baut dort einen Brandopferaltar. Noch heute hat jede Gemeinde im Heiligen Land ihre Tenne, einen weiten festgestampften und eingeebneten Platz, zuweilen ein geglättetes Felsplateau, wo das Korn geschüttet und geworfelt wird. David selbst darf das neue Heiligtum nicht bauen. Er darf nur die heilige Höhe für den Gott Israels weihen.

Wir haben jetzt eine lebendige Vorstellung davon, wie eine solche heilige Höhe beschaffen war. Mitten in den Edomiterbergen am Rande der arabischen Wüste auf dem halben Wege vom Toten Meer nach dem Roten Meer (Akaba) liegt die Gräberstadt Petra. Hier ist auf freier Bergeshöhe eine einzigartige Kultstätte des Altertums wunderbar erhalten. Die Zugänge sind zum Teil verschüttet, hohe Felsblöcke, von elementarer Gewalt herabgeschleudert, sperren den Weg. Treppen, in die Felsen gehauen, sind zum Teil erhalten. In großartiger Einsamkeit, eingebettet in eine Bergwelt nackter, zerrissener Sandsteinfelsen, liegt auf dem Höhenplateau der Doppelaltar, aus dem rohen Felsen herausgehauen, vom Abgrund begrenzt, und davor in den Felsenboden geglättet ein riesiger Hof, der heilige Bezirk mit einer erhöhten Platte in der Mitte vor dem Hauptaltar, einem Felsenwürfel, wo das Opfer dargestellt wurde. Um den Altar ist aus dem Felsen ein Umgang gebrochen für die feiernden Priester. Stufen führen zur Höhe des Altars, in dessen Oberfläche eine Grube eingebaut ist. Falze an den vier Ecken bezeichnen die Stellen, wo die Hörner des Altars in Metall aufgesetzt waren.

Große Wassergruben in der Nähe sammelten das Regenwasser zu den Opferfesten. Der Altar schaut nach dem höchsten Berge der Gegend, dem Thron der Gottheit, den Berg Hor, auf dem der Hohepriester Aaron begraben wurde.

Ein solcher Höhenaltar, ein aus dem Naturfelsen roh gehauener Block, ist Jahrtausende hindurch das große Heiligtum Jerusalems gewesen, von dem der mohammedanische Prachtbau auf dem Tempelplatz seinen Namen hat: der Felsendom, Kubbet-es-Sachra, auch fälschlich als Omarmoschee bezeichnet. Er stellt eine glückliche Verbindung von byzantinischer Architektur und arabischer Kunst dar. Er ist der schönste Bau von Jerusalem. Sieben Tore führen von Westen, d. i. aus der Stadt, auf den Tempelplatz, der sich einen halben Kilometer in der Länge ausdehnt und nahe an 150 000 Quadratmeter Fläche mißt. Ausgänge hat nur die Nordseite, die ganze nach dem Kidrontal zu abstürzende Ostseite ist durch die Stadtmauer, die zugleich den Tempelplatz abgrenzt, verschlossen. Schon die Zugänge erwecken reizvolle Erwartungen. Wir gehn unter den Wölbungen der Kettenstraße zu dem Kettentor mit einem edel geschmückten Vorplatz. Ein Wasserträger, den Ziegenschlauch über dem Rücken, trägt Wasser aus einem der Brunnen vom Tempelplatz in die Stadt, das natürlich besonders geschätzt ist. Vielleicht hat er aus dem Paradiesbrunnen geschöpft. Da hat einst ein Begleiter Omars, der Jerusalem für den Islam eroberte, seinen Eimer hinabfallen lassen; er steigt hinunter, findet in der Tiefe eine Tür; er öffnet sie und ist in einem herrlichen Garten. Ein Blatt bricht er von einem Baum, das grünt und grünt bis an sein Ende, denn er hat es im Paradies gebrochen. Den Zugang dazu aber fand niemand mehr. Nur das Wasser steigt noch in dem Brunnen empor aus der geheimnisvollen Tiefe, der alle Ströme des Lebens entquellen. — Wir treten durch den im Halbdunkel liegenden Torweg auf den Tempelplatz, geblendet von den Lichtfluten, die alles in ein gleißendes flimmerndes Silber tauchen. Überwältigend schön ist der Anblick des Felsendoms mit der großartigen, von den luftigen Arkaden abgeschlossnen Freitreppe. Durch die Bogen hindurch leuchtet die Farbenpracht. Der Unterbau des Achtecks ist Marmor mit einem zarten rosa Hauch im Sonnenlicht, von den Fensterbänken an aufwärts mit Fayencefacheln belegt, ein unbeschreiblich warmes und weiches Farbenspiel in blau, grün und weiß in tief leuchtendem Glanz, darüber als friesartiger Abschluß des Oktogons ein dunkelblauer Streifen mit Koransprüchen in der arabeskenreichen kufischen Zierschrift. Im Innern gewöhnt sich erst allmählich das Auge an das träumerische Halbdunkel. Durch die mit gitterartigem Maßwerk versetzten Fenster fällt in gesättigten Tönen das gebrochne Licht der bunten Glasmalerei ein, wunderbar stimmungsvoll. Die kleinern ebenfalls vergitterten Fenster des Tambours unter der Kuppel, der mit Mosaiken auf goldnem Grunde verziert ist, werfen den Abglanz nach der Innenwölbung der Kuppel. Sie ist wechselnd mit roten und blauen Raffetten in Holz gedeckt. Es ist ein verhältnismäßig kleiner Raum, der von einer doppelten Pfeiler- und Säulenreihe in rundem Umgang eingeschlossen wird. In merkwürdigem Kontrast von

einem recht häßlichen hölzernen Gitter umschlossen, liegt inmitten der kostbaren architektonischen Fassung das Heiligtum selbst, ein nackter Naturfels, nicht ganz mannshoch, unregelmäßig, im Westen scharf abschneidend mit einer Stufe im Stein, nach Osten ziemlich geneigt. Deutlich hebt sich die Rinne ab, in der das Opferblut geflossen ist. Das ist der heilige Fels.

Niemand darf das Innere mit seinem unreinen vom Staub der Außenwelt berührten Schuhwerk betreten, obwohl der Felsendom nicht eine Moschee im eigentlichen Sinne, sondern nur ein zu dem großen heiligen Bezirk der im Süden gelegenen sieben-schiffigen Aksamoschee gehörender Betort ist. Der Moslem zieht seine Schuhe aus und läßt sie draußen, dem Europäer werden bereitzehaltne Pantoffel über sein Schuhwerk geschnallt. „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, da du auf stehest, ist ein heiliges Land.“ Über diesem heiligen Fels hat Salomo den großen Brandopferaltar errichtet. Er stand im Vorhof der Priester, im Osten der Tempelfront. Tag und Nacht brannte das Feuer auf dem Altar. Daraus ergibt sich mit Sicherheit, wo der Ort des Allerheiligsten zu suchen ist, mit dem der salomonische und herodianische Tempel abschloß. Noch heute betritt kein rechtgläubiger Jude den Tempelplatz aus Furcht, seine Füße könnten unbewußt auf den Ort zu stehn kommen, wo sich einst das Allerheiligste erhob, den Platz, den nur der Hohepriester einmal im Jahre betreten durfte. Der nicht übermäßig groß vorzustellende Bau des eigentlichen Tempelgebäudes (des Heiligen und Allerheiligen) hat im Westen des Brandopferaltars gestanden. So ist das Allerheiligste also ungefähr an der Stelle zu suchen, wo die breite Freitreppe von Westen her zum Felsendom führt.

Von der Pracht des salomonischen Baus ist nichts geblieben. Aber mit Sicherheit lassen sich noch Reste der herodianischen Bauten auf dem Tempelplatz nachweisen, besonders in den Umfassungsmauern und den unterirdischen Substruktionen. Könnten an Ort und Stelle Nachgrabungen veranstaltet werden, so würden gewiß brennend interessante Fragen der israelitischen Altertumskunde ihrer Lösung näher geführt werden. Denn es steht außer Zweifel, daß die Fundamente des alten salomonischen Tempels nach altorientalischem heiligen Gesetz immer wieder die Grundlagen einer legitimen, das heißt Gott wohlgefälligen Erneuerung gewesen sind. Aber an eine wissenschaftliche Untersuchung des Tempelplatzes ist nie zu denken, solange der Halbmond über ihm aufgepflanzt ist. Es wird erzählt, daß der oberste Scheich des Haram, der den Kaiser auf dem Tempelplatz als Führer zur Seite ging, auf eine diesbezügliche Bemerkung mit orientalischer Klugheit erwidert habe: es ist besser, die Augen nach oben empor zu richten, als nach dem, was drunten ist.

Herodes der Edomiter, der durch eine die Pracht des salomonischen Tempels überbietende Restauration des Nationalheiligtums die Juden gewinnen wollte, hat den heiligen Bezirk, den Tempelplatz, nahezu verdoppelt. Er hat zu diesem Zweck den ganzen südlichen Teil erhöht durch mächtige Substruktionsbauten,

die die Überlieferung fälschlich Salomons Ställe nennt, ein Pfeiferwald, der unterirdisch den Süden und Südosten mit seinen Bauten trägt. Er umgab den Tempelbezirk mit großartigen Säulenhallen, im Süden von einer vierfachen Reihe von Monolithsäulen getragen. An dieser Stelle baute später der Kaiser Justinian eine herrliche fünfschiffige Marienkirche, absichtlich abseits von den Ruinen des eigentlichen Tempelplatzes, den die Christen mit Abscheu mieden nach dem Gerichtswort Jesu an sein Volk: *Euer Haus soll euch wüste gelassen werden*. Bald nach der Eroberung Jerusalems durch die Araber wurde die Marienkirche zur Moschee umgewandelt, die Grundform einer christlichen Basilika ist erhalten geblieben. Von der Vorhalle dieser el-Aksa genannten Moschee hat man einen bestrickenden Ausblick über den weiten Platz nach dem Felsendom mit seinen Arkaden, Freitreppen und Kanzeln. Der Anblick erinnert lebhaft an Raffaels berühmtes Gemälde der Verlobung Josephs und Marias (sposalizio). Die Kreuzfahrer, in archäologischen Fragen barbarisch unwissend und grausam willkürlich, hielten den arabischen Tempel für das ursprüngliche salomonische Heiligtum und ahmten ihn an verschiedenen Stellen in der Heimat nach.

Am 10. August des Jahres 70 n. Chr. warf ein römischer Legionär nach Erstürmung der Tempelplatzmauern, entgegen dem ausdrücklichen Befehl des Eroberers Titus, die Brandfackel in das Allerheiligste, und der Tempel sank in Trümmer. Bis ins fünfte Jahrhundert hat der Platz öde gelegen. Kaiser Hadrian ließ wohl nach Niederwerfung des letzten verzweifelten Widerstandes der Juden im Jahre 130 die zerstörte Stadt neu aufbauen und auf dem Platz des salomonischen Tempels ein Kapitol mit einem Jupitertempel errichten. Aber Juden sowohl wie Christen mieden den entweihten und durch ein Gottesgericht gezeichneten Platz, wie auch die byzantinischen christlichen Kaiser danach den eigentlichen heiligen Ort um den Fels abseits liegen ließen und den Juden zum Trotz mit Unrat und Schmutz bedeckten. Da wurde durch den Islam der weltgeschichtliche Ort zu neuem Glanze erhoben. Wieder spielt der heilige Fels die Hauptrolle. Wieder muß durch göttliches Eingreifen seine Heiligkeit für die neue Weltreligion erwiesen werden. Omar, so erzählt die moslemische Legende, betritt im Jahre 637 Jerusalem, um persönlich die Kapitulation entgegenzunehmen. Da, wo einst David angebetet — auch bei den Mohammedanern stehn David und Salomo in höchsten Ehren —, will er einen Betort für den Einen, wahren Gott errichten. Mohammed, der Prophet Allahs, hat ihm den Ort beschrieben. Er ist dahin entrückt worden. Das Wunderpferd Buraq trug ihn nach dem „entferntesten Heiligtum“ (el-Aksa, daher der spätere Name der Moschee). Am heiligen Felsen hat er gebetet, dadurch für alle Zeiten den Ort zu einem heiligen Betort geweiht. Dann wurde er in den Himmel entrückt. Der heilige Fels wollte dem Propheten nachfolgen, aber ein Engel Gottes hielt ihn zurück. Von dieser nächtlichen Entrückung erzählt Mohammed in der siebzehnten Sure des Koran. Dem Omar hat er dann — es ist wohl an eine Vision gedacht — den Betort beschrieben, damit er ihn finden kann. Mit viertausend schwertgezügeln Gefährten tritt der

Eroberer vor den Patriarchen: führe mich zum Betort Davids. Der Patriarch geleitet ihn zur Grabeskirche. Aber Dmar geht nicht hinein. „Du hast gelogen. Der Gesandte Gottes (Mohammed) hat mir den heiligen Ort anders beschrieben.“ Sie gehn hinauf zur Burg Davids, wo Davids Grab ist, und wo die älteste Kirche der Christen erstand im Südwesten der Stadt. Wieder sagt Dmar: „Du hast gelogen. Das ist nicht der rechte Platz.“ Dann führt ihn der Patriarch endlich auf den Tempelplatz. Er ist ganz mit Unrat bedeckt, bis zur Höhe der alten Torhallen. „Wir können nur kriechend dahin gelangen“, sagt der Patriarch. „Wenn auch kriechend.“ So folgen sie dem Patriarchen bis auf den Hof vor dem heiligen Fels. Dmar schaut sich um: „Allah ist groß! Das ist der Betort Davids, von dem uns der Prophet erzählt hat, daß er nächtlich zu ihm gekommen.“ So ist die Legitimität des Heiligtums, das hier erbaut werden soll, göttlich erwiesen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich der Felsendom an die Formen des Hadrianischen Kapitols anlehnt. Doch ist Genaueres davon nicht bekannt.

Der Felsendom wurde in einer Zeit politischer Wirren erbaut, als den Omajjaden der Zutritt zur Kaaba in Mekka von der Aristokratie Mekkas verwehrt wurde. So sollte Jerusalem an Stelle von Mekka der heilige Wallfahrtsort der Moslems werden. Der Bau begann schon 691. Es ist nicht sicher ausgemacht, ob der reizend gegliederte und dem großen Zentralbau harmonisch angegliederte kleine Kuppelbau des sogenannten Kettendoms derselben Zeit angehört. Die lustige achtseitige offene Halle wird wie der Felsendom von einer Doppelreihe edler und kostbarer Säulen getragen. Der Name Kubbet es-Silsale (vgl. den Namen des oben erwähnten Zugangstors zum Haram) hängt mit einer Legende zusammen. Salomo hing hier eine Kette auf, die ihm als Richter vom Himmel her übergeben war. kamen zwei Parteien im Streit vor den König, so mußten sie die Kette beim Schwur mit der Hand ergreifen. Vor einem Meineidigen aber wich die Kette in die Höhe, daß er sie nicht fassen konnte. Aber die Verworfenheit der Menschen war so groß, daß Allah die Wunderkette zurücknahm. Ein Mann hatte einem Juden zweihundert Denare zur Aufbewahrung übergeben. Als er sie zurückverlangte, leugnete jener. Beide gingen vor den Richter. Sie wurden zu der Schwurkette geführt. Der betrügerische Jude hatte die zweihundert Denare in seinen Stock, der hohl war, versteckt und trug sie so bei sich. Als er nun zum Schwur an die Kette trat, bat er seinen Gegner, den Stock zu halten. So konnte er schwören, er habe die zweihundert Denare dem Kläger gegeben. Von dem Tage an war die Kette verschwunden.

Der Haram als ein großer heiliger Bezirk mit der Aklamoschee und dem Felsendom gilt heute noch für den ganzen Islam als das größte Heiligtum nach Mekka. Ursprünglich hatte Mohammed sein Augenmerk ganz auf dieses Heiligtum gerichtet und seinen Gläubigen geboten, beim Gebet das Angesicht nach Jerusalem zu richten. Ist nun auch Mekka mit seinem heiligen Fels, der Kaaba, der unbestrittne Mittelpunkt des Islam geworden, so hat doch Jerusalem

den Vorrang nicht ganz verloren. Denn der heilige Fels in Jerusalem ist ebenso nach jüdischer wie mohammedanischer Anschauung der Mittelpunkt der Welt. Hier ist die Pforte zum Himmelreich wie der Eingang zur Unterwelt. Die Juden erzählen, Jesus habe auf dem Felsen den geheimnisvollen Namen Gottes entdeckt und entziffert und damit den Zauberschlüssel zu allen Wundern gehabt. Die Mohammedaner glauben, daß der Fels schwebt. Nur scheinbar wird er von den Gewölben der unter dem Fels liegenden Krypta — vermutlich einer Zisterne — gestützt, weil sterbliche Menschen den Anblick des Wunders nicht ertragen könnten. Aber der Fels schwebt in Wirklichkeit. Denn er ist das Abbild der Welt im Kleinen. Die Welt ist nach altorientalischen Anschauungen ein Berg, ringsum von Wassern umgeben und über den Wassern des Urmeers erbaut. Unter der Welt ist das Hölleereich, der Weltengipfel grenzt an das Götterreich. So sind unter dem heiligen Fels die Geister der Verschiednen in einem Brunnen gehalten. Am jüngsten Tage aber wird die Kaaba von Mekka zum heiligen Fels in Jerusalem kommen und hier der Thron Allahs beim jüngsten Gericht errichtet werden.

Wir stiegen auf der Höhe der Ostmauer, wo der Abhang nach dem Kidrontal grenzt, auf einer Steinkante hin zur Südostecke, an der Hinnomtal und Kidrontal zusammenstoßen. Schaurig gähnte zu uns die Schlucht des Hinnomtals mit dem Blutacker herauf und der Abgrund des Kidrontals. Aber in frühern Zeiten ist noch wildromantischer gewesen, denn bis 35 Meter hoch liegt jetzt der Schutt der immer wieder zerstörten Stadt über der ursprünglichen Talsohle. An diesen Abgrund verlegt die Überlieferung die Versuchung Jesu, als ihn Satan auf die Rinne des Tempels führte und sprach: Bist du Gottes Sohn, so laß dich von hinnen hinunter. Es ist eine Gräberwelt, über die man hinschaut. An der Außenseite der Tempelmauer liegen in wüstem Chaos die Grabmäler moslemischer Gläubigen, verwilderte und verfallne Denkmäler aus alter und neuer Zeit. Gegenüber erhebt sich der sanft abfallende Hang des Ölbergs, und den Abhang hinauf, vom Talgrund aufwärts steigt eine Steinwüste, als ob Steine ohne Zahl auf einen Acker verstreut wären. Das sind die Gräber frommer Juden. Juden und Mohammedaner sehn diese Stätte, das Tal Josaphat, als die Stätte des Gerichts an und wollen hier den Tag der Auferstehung erwarten. Wer ein scharfes Auge hat, der sieht außen an der Mauer den Stumpf eines Säulenbalkens herausragen. Wenn der jüngste Tag kommt, dann wird das Tal Josaphat weit auseinandergehen, so sagt die mohammedanische Lehre im Anschluß an die jüdische Prophetie. Dann wird ein dünnes Seil, so dünn wie gesponnenes Haar, über den Abgrund gespannt werden von dem Balkenknauf an der Haramsmauer nach der Spitze des Ölbergs. Hier hält Jesus das eine Ende der schauerlichen Brücke, auf dem Haram wird Mohammed erscheinen am andern Ende. Und alle Seelen der Menschen müssen über die Brücke wandeln. Von dem Kidrontal herauf brennt das höllische Feuer des Gerichts. Wer die Probe nicht besteht, wen die Engel nicht halten,

der stürzt hinab in die Glut. Deshalb beten die Mohammedaner beim Waschen der Füße: Allah, stärke meine Füße, damit sie am letzten Tage beim fürchterlichen Übergang über die Brücke nicht gleiten; und beim Waschen des Angesichts: Allah, mache mein Gesicht weiß, am Tage, wo die Gesichter glänzen werden, und mache es nicht schwarz, wenn die Gesichter schwarz sein werden.

Ist die Grenze im Osten und Süden auch heute noch durch die beiden Haupttäler scharf gezeichnet, so ist das Tyropöontal im Westen des Tempelbezirks, das von Norden nach Süden die Stadt schneidet und die Davidsburg im Westen vom Tempelberg im Osten einst kräftig schied, fast ganz nivelliert. Dieser Teil Jerusalems, der in der Zeit der Makkabäer bis zu Herodes Zeit Prachtbauten in großer Zahl trug, ist völlig verwildert, undurchdringliche Kaktusfeigenhecken sperren die Gegend wie ein festes Bollwerk. Ein Weg führt hindurch nach dem traurigsten, schmutzigsten und elendsten Viertel, dem Judenviertel. Hier verbirgt sich eine erschreckende Armut, sie schaut aus den Augen der bleichen schmalen hohläugigen Gestalten heraus, die wie Schatten an den Mauern hinschleichen. Es ist ein tragisches Sinnbild ihres Schicksals, daß den Juden verwehrt ist, die Stätten ihrer heiligsten Erinnerungen zu betreten. Nur eins ist ihnen vergönnt. Ein Stück der Westmauer grenzt an den Bezirk des Judenviertels. 15 Meter liegen auch hier noch die letzten Schichten der Tempelmauer unter dem Schutt begraben, aber immer noch ragt sie 18 Meter über den Erdboden empor. Die großen umränderten Steinquadern der untersten Schichten sind noch Zeugen der herodianischen Zeit. Hier kommen die Juden am Sabbat und an den Festtagen zusammen in ihren Festgewändern, verschliffenen pelzverbrämten Plüschmänteln, mit Pelz besetzten breitkrempigen Hüten, mit den langen ins Gesicht hängenden Gebetslocken. Hier klagen sie in Trauerlitaneien über den Untergang ihrer Heiligtümer und ihres Volks, ein ergreifender Anblick bei vielen, die mit Inbrunst und trostloser Traurigkeit das Haupt an die Mauer lehnen und ihre Tränen an den kühllosen Steinen herabrinnen lassen. Aber bei andern reicht Schachergeist und Bettelsinn auch bis an die geweihte Stätte.

Einmal sahen wir die Umgebung des Tempelplatzes in vollem festlichem Glanz. Die Mohammedaner feierten ihr Frühlingsfest. Vom Heiligtum des Moses in der Wüste Suda, dem größten mohammedanischen Wallfahrtsort des Heiligen Landes, kehrten die Pilger heim. Das ganze moslemische Jerusalem zog ihnen entgegen. Die Hänge des Tempelbergs und die Abhänge des Ölbergs waren von Menschen übersät, ein märchenhafter Anblick, auf der einen Seite die Männer mit ihren weißen, grünen, goldnen Turbantüchern ums Haupt, auf der andern Seite die Frauen und Mädchen in gelben und weißen und grünen Seidengewändern und langwallenden weißen Kopftüchern und Schleiern. Der Pascha von Jerusalem zog mit militärischer Eskorte den Pilgern bis auf die Höhe entgegen, Schwerttänzer, von fanatischen Derwischen geführt, tanzten auf der Feststraße ihren aufregenden Tanz in glühendem Sonnenbrand. Die ganze moslemische Geistlichkeit, hoch zu Roß, in der Mitte der tiefgebückte

steinalte Mufti von Jerusalem, folgte nach, über ihnen wehend die grünen und karminroten Farben des Propheten. Unendlicher Jubel empfing die Heimkehrenden, der sich vom Ölberg fortpflanzte bis auf den Tempelplatz. Unter Jubelgeschrei ging der Festzug durch die dichtgedrängte Menge über das Kidrontal hinweg der Stadt zu. So ist einst am Palmsonntag Jesus vom Ölberg über den Kidron nach dem Tempelplatz gezogen, ebenso von einer jauchzenden und begeisterten Menge erwartet und empfangen. Aber das Tor des Einzugs inmitten der langgestreckten Ostmauer, das goldne Tor, ist vermauert. Niemand, so lautet das Gebot des Islam, soll es betreten vor dem Jüngsten Tag, an dem Mohammed, der Prophet, einziehen wird an dem heiligen Ort. Aber leise raunt ein Gerücht unter den Mohammedanern: einmal noch wird sich das goldne Tor wieder aufthun, ein christlicher Eroberer wird von dem Heiligtum Besitz ergreifen, und im geheimen flüstert man im Heiligen Lande unter den Gläubigen Mohammeds: der Deutsche Kaiser wird es sein.

Bis in die tiefe Nacht hinein währte das festliche Treiben. In abgebrochnen Lauten drang das Kreischen der Instrumente und der dumpfe Klang der Trommeln durch die Stille, über das Kidrontal herüber bis in die Einsamkeit des Gartens Gethsemane, der von den Franziskanern als Heiligtum gehütet wird. Der weiche silberne Glanz des Mondes leuchtete von der Höhe des Ölbergs über die goldnen Kuppeln und Kreuze der griechischen Gethsemanekirche, die sich aus dunkeln Zypressen herausheben. Vom Felsendom her ragt als Wahrzeichen der Herrschaft des Islam der Halbmond, der seit tausend Jahren die Schlüssel zu der heiligen Stätte besitzt, an der die Erinnerungen dreier Weltreligionen haften.

Dresden

Dr. Frdr. Jeremias



Heimfahrt

Novelle von Luise Algenstaedt

(Schluß)



Ueht ging es in steilem Abstieg auf losem Boden hinab. Unter Süßes Tritt gab das Geröll nach. Sie konnte sich nicht halten und glitt abwärts, bis sie sich auf grasbewachsener Halbe mit den angstvoll um sich greifenden Händen festklammern und wieder Fuß fassen konnte. Zitternd mußte sie sich von dem Schreck erholen.

Der Himmel wurde nun einförmig grau, und der kalte Wind segte mit solcher Gewalt vom Tal herauf, daß man zuweilen stillstehn und sich festhalten mußte. Allein nicht lange durfte das geschehen, dem Wetter mußte getrotzt werden, wollte man die Hütte am Poppersee vor Dunkelheit erreichen. Weiter rechnete der Alte nicht mehr, obwohl er anfänglich in Ankenntnis gehofft hatte, eine der am Südhange gelegnen Ortschaften zu gewinnen.

Plötzlich sah er ein weißes Sternchen auf seinem Ärmel und noch eins — ein feines Sprühen von weißen Sternchen. Das Herz entsank ihm. Wie wollte man vorwärts kommen, wenn noch Glätte hinzukam und Schnee die Wegmarken un-